



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zustände und Sitten in der Türkei. V.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutschlands ihre volksthümliche Entwicklung gewährleistet sein solle; ein Satz, der nach dem Ausscheiden Oesterreichs aus dem deutschen Gesamtstaat unwesentlich geworden und auch schon s. B. von dem Unionsparlament gestrichen worden ist.

Der Schlußbestimmung im Art. XIV aber: „Jeder deutsche Staatsbürger in der Fremde steht unter dem Schutze des Reiches,“ entspricht der Schlußsatz des Art. 3 unserer jetzigen Reichsverfassung: „Dem Auslande gegenüber haben alle Deutschen gleichmäßig Anspruch auf den Schutz des Reichs.“ Freilich ist eine solche Zusicherung nur dann bedeutungsvoll, wenn der Staat, welcher sie seinen Bürgern giebt, dem Auslande gegenüber eine dem entsprechende Machtstellung einnimmt. Daß sich unser neu entstandenes deutsches Reich in dieser Lage befindet, daß es der deutschen Nation gelungen ist, sich jene Achtung gebietende Stellung zu verschaffen, welche ihr nach ihrer Größe und ihrer völkerrechtlichen Bedeutung zukommt, darf uns in der That mit freudiger Genugthuung und mit berechtigtem Stolz erfüllen.

Daß aber auch der innere Ausbau des deutschen Verfassungswerks rüstig gefördert worden ist, daß wir auch nach Innen bedeutsame Fortschritte auf der Bahn unserer nationalen Entwicklung zu verzeichnen haben, das möchte auch aus der vorstehenden Abhandlung hervorgehen, in welcher der Nachweis erbracht sein dürfte, daß wir in unserem heutigen deutschen Reich das erlangt haben, was man bei dem Erwachen des deutschen Volkes aus der bisherigen politischen Letargie im Jahre 1848 als die Grundbedingungen der freiheitlichen und einheitlichen Entwicklung des deutschen Gesamtstaates, als die Grundrechte des deutschen Volkes bezeichnete und verlangte; freilich nur insoweit, als diese Satzungen nach dem hier Ausgeführten realen Werth und rechtliche Bedeutung beanspruchen konnten.

Dr. Baumbach.

Zustände und Sitten in der Türkei.

V.

In dem folgenden Schlußabschnitte unserer Mittheilungen über die Türkei werfen wir, wiederum hauptsächlich White (Bd. II, S. 130 — 194) ausziehend, einen Blick auf die literarischen und sonstigen, mit der geistigen Bildung zu-

sammenhängenden Zustände, die in den Jahren kurz vor dem letzten Kriege und in allen wesentlichen Stücken zweifelsohne bis heute in Konstantinopel herrschten. Wir werden dabei inne werden, daß man in dieser Beziehung selbst in Japan in anderthalb Jahrzehnten weiter gekommen ist, als unter den apathischen, uncivilisirbaren Osmanen in hundert Jahren.

Dicht beim Sahaf-Thor des alten Beseftan in Stambul und zwischen jenem und dem Kumaschilar Tscharschiffi, wo Griechen und Armenier allerlei Tuche und halbseidne Stoffe feil haben, ist der Büchermarkt der türkischen Hauptstadt, der aus einigen vierzig Läden besteht. Dieselben haben das schlechteste Aussehen von allen, denen man in den Basars begegnet. Sie sind offen, die Bücher stehen auf Gestellen und in Schränken an den Wänden und sehen sehr unscheinbar aus. Kein Buchhändler hat in seinem Gewölbe mehr als einige hundert Bände, der ganze Basar enthält deren wohl nicht viel über 20.000. Die Effendis, die mit diesen literarischen Schätzen handeln, sitzen grämlich auf ihren Kissen und scheinen nur ein negatives Dasein zu führen, indem sie weder Kunden anlocken noch zurückweisen. Sie bilden eine Zunft und erfreuen sich keines guten Rufes; denn will man einen Kaufmann als recht habüchlich bezeichnen, so sagt man: „Er ist schlimmer als ein Sahaf.“ Kataloge giebt es nicht und ebenso wenig feste Preise. Jeder Sahaf hat ein Verzeichniß von seinen Waaren und den Preisen derselben im Kopfe. Manuscripte sind sehr theuer, und die gewöhnlichsten gedruckten Bücher kosten verhältnißmäßig noch einmal so viel als im Nordwesten Europas, eine Folge des Druckermonopols und der geringen Anzahl von Abdrücken. Wenn ein gedrucktes Buch vom Herausgeber entweder auf Commission oder auf Verlangen in den Handel gegeben wird, so erhält er von den Sahafs eine bestimmte Summe für das Exemplar; dann aber ist der Preis des Buches auf dem Markte so ungewiß, wie bei unsern Bucherauctionen.

Die Druckereien, in denen türkisch gedruckt wird, sind großherrliche Anstalten, und das in ihnen befolgte Verfahren dient dazu, die Preise auch der gedruckten Bücher in der Höhe zu halten, es lähmt die Literatur und vereitelt fast ganz den Zweck des Druckens. Kommt z. B. Jemand mit einem Manuscript in die Dfficin, um es durch die Presse vervielfältigen zu lassen, so werden 600 bis 1200 Abzüge angeordnet, der gewöhnliche Betrag einer schwachen oder starken Auflage. Sodann berechnet der Drucker die Kosten für Papier und Schwärze (etwa 10 Plaster für jedes Exemplar), diesem fügt er eine gleiche Summe für Arbeitslohn, Abgabe an die Regierung und Gewinn hinzu. Ist das Werk ausgedruckt, so nimmt der Herausgeber die Bogen mit fort und übergiebt sie dem Buchbinder, der dann auch seine Kosten berechnet. Sind die Bücher gebunden, so fügt der Herausgeber sein Honorar hinzu, welches gewöhnlich das Vierfache der Kosten jedes Bandes

beträgt. Nun erst wird die Auflage den Buchhändlern übergeben, die natürlich ebenfalls ihren Profit haben wollen, und da ihre Preise willkürliche sind, so kommt es nicht selten vor, daß sie ein Werk, welches dem Herausgeber alles in Allem 25 Piaſter per Exemplar gekoſtet hat, nicht unter 200 Piaſter verkaufen.

Bei Manuscripten kommt Alles auf die Schönheit der Schrift, auf die Verzierungen und auf den Ruf des Kalligraphen an, der sie geschrieben hat. Der Preis eines Korans, der beiläufig nicht an Christen verkauft werden soll, schwankt zwischen 100 und 10,000 Piaſtern (19—1900 Mark), besonders schöne Exemplare aber, wie die von dem berühmten Scheich Effendi, der um den Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, werden mit 25 bis 50,000 Piaſtern bezahlt. Mit den Buchbindern haben die Buchhändler wenig zu thun. Druckwerke werden, wie bemerkt, den letzteren vom Herausgeber gewöhnlich gebunden oder geheftet übergeben, und mit den Handschriften ist es ebenso. Bittet man den Sahaf, ein Werk binden zu lassen, so giebt er zur Antwort: „Das ist nicht unsere Sache; geh Du zum Mudschellid.“

Der Sahaf hat niemals andere Bücher als die „in den drei Sprachen“ geschriebene, d. h. türkische, arabische und persische, zu verkaufen. Dem Inhalte nach bestehen sie in Koranen, den verschiedenen theologischen und juristischen Commentaren (Teffirs) zum Koran, Collectionen der mündlichen Ueberlieferungen von Muhamed (Kutubi Hadis), unter denen die Sammlung des Scheichs Bukari die erste einnimmt, Gesetzbüchern, Sammlungen von Fetwas, über die wir sogleich Näheres sagen werden, methaphysischen Werken, grammatischen, historischen, geographischen, mathematischen, medicinischen und belletristischen Schriften.

Nur sehr wenige von diesen Büchern stammen aus den letzten hundert Jahren. Dahin gehören die Divane (Gedichtsammlungen) des Mollah Izzet, der in Siwas hingerichtet wurde, weil er sich dem vorletzten Kriege mit Rußland widersetzte, und seiner Schwester Leila Chanum, deren Poesien sehr geschätzt werden, und die Divane der Paschas Pertef und Akif, von denen der erstere wegen des Schwunges seiner Gedanken, letzterer wegen der Reinheit seines Stiles bewundert wird. Als Hauptwerke auf dem Gebiete der Jurisprudenz gelten die Multeka des 1549 gestorbenen gelehrten Ibrahim Halebi, die aus 27,000 Fragen und Antworten über alle möglichen Fälle der Civil- und Criminaljustiz besteht, und die um das Jahr 1510 geschriebene Muktarat oder Fetwa-Sammlung des Mustis Ali Dschemali. Dieser Beamte war ebenso berühmt wegen seiner Gelehrsamkeit, als wegen seiner einfachen Lebensweise. Vor seinem Fenster hing ein Korb, mittelst dessen ihm alle Gläubigen ihre Rechtsfragen zukommen zu lassen im Stande waren. Nach dem Abendgebet wurde derselbe ausgeleert und am andern Morgen mit den gewünschten Fetwas oder Antworten wieder vor das

Fenster gehangen, eine Gewohnheit, die dem Musti den Beinamen Zirkballi, d. h. der Korbmann, erwarb. Andere Fetwa-Sammlungen enthalten die bündigen Rechtsansichten, Wahrsprüche und Decrete der berühmtesten Juristen von der Zeit des Korbmanns an bis auf Musti Muhamed Scherif Effendi, der 1782 beim Sultan Abdul Hamid in Ungnade fiel.

Einige dieser Fetwas mögen den Charakter und die Form dieser Aussprüche zeigen. Frage: „Welches ist die kürzeste Frist der Schwangerschaft, bei der ein Kind für legitim erklärt werden kann? — Antwort: „Sechs Monate.“ — Frage: „Wenn Saib seinen Sklaven Amr statt ihn nach dreißigjähriger Dienstzeit frei zu lassen, verkaufen will, ist dann Amr berechtigt, seinem Herrn zu erwiedern, daß niemand länger als neun Jahre in der Sklaverei bleiben soll, daß er aber dreißig gedient hat und daher befugt ist, sich selbst für frei zu erklären und den Befehlen seines Herrn Trotz zu bieten?“ — Antwort: „Nein; aber vom religiösen Standpunkte aus betrachtet ist es preiswürdig auf Seiten der Herrn, ihre Sklaven nach neun Jahren in Freiheit zu setzen; sind sie jedoch nicht so menschlich gesinnt, so sollten sie ihre Sklaven wenigstens an Personen verkaufen, die edler denken.“ Die Fragen sind stets namenlos. Vor den Erwiederungen steht stets das Wort „Antwort“, darunter: „Hülfe und Schutz kommt von Gott“ und in derselben Zeile: „Gott allein ist mit Wissen begabt.“ Am linken Rande liest man: „Antwort des Imam Hanifi“, womit gesagt sein soll, daß sich der Urtheilspruch auf die Auslegung des Gesetzes durch diesen orthodoxen Imam gründet, der nicht lange nach Muhamed in Bagdad lebte und der Gründer derjenigen von den vier sunnitischen Sekten wurde, welcher die Türken angehören. Unten befinden sich die Worte: „Von der Hand des Schwachen und Bedürftigen“, der Name des Richters und dahinter der Wunsch: „Mögen ihm seine Sünden vergeben werden!“ Nicht selten lauten die Fetwas höchst lakonisch: „Nein.“ — „Ja.“ — „Gesetzlich.“ — „Unmöglich.“ — „Erlaubt.“ — „Verbieten.“ u. d. Das Vertrauen, welches alle Klassen in die Entscheidungen des Musti setzen, verhindert oft Prozesse, die bei der Bestechlichkeit der Richter mit ungerechten Urtheilen endigen können. Die Fetwas sollen unentgeltlich ertheilt werden, doch erhebt man für sie eine kleine Abgabe, die zur Deckung der Kosten des Secretärs dienen, welcher die Fetwas beim Scheich ül Islam vermittelt.

In den Häusern mancher türkischen Beamten und Gelehrten findet man Bibliotheken; die außer den hauptsächlichsten Werken der orientalischen Literatur auch englische und französische Klassiker enthalten; ob die Besitzer derselben aber viel und ob manche überhaupt darin lesen, ist eine andere Frage. White hat eine Anzahl vornehmer Türken kennen gelernt, die in Frankreich und England studirt hatten und solche Büchersammlungen besaßen. Wie

aber die Mehrzahl der hochgestellten Leute in Stambul über die abendländische Bildung denken, mag eine Anekdote von Derwisch Effendi, der in den letzten vierziger Jahren Professor der Naturgeschichte und der exacten Wissenschaften an der medicinischen Schule von Galata Serai war, andeuten.

Als Hafiz Pascha während der Abwesenheit des Oberstbefehlshabers Mustapha Nuri Pascha in Syrien zum Stellvertreter desselben ernannt worden war, stattete er auch jener Schule seinen offiziellen Besuch ab. Der Hekim Baschi oder Director der letzteren, stellte ihm unter den Professoren der Akademie auch den jungen, erst kürzlich von seinen Reisen ins Frankland zurückgekehrten Derwisch Effendi vor und lobte ihn sehr, indem er sagte: „Er weiß viele nützliche Dinge. Er hat seine Zeit in Frandschestan nicht vergeudet wie so viele Andere. Er ist zurückgekehrt wie ein unter einer Last von Büchern schreitender Esel. Er spricht wenig, aber thut desto mehr.“

„Hamdulillah!“ (Gott sei Dank) rief Hafiz, „was leistet er denn?“

„Leisten?“ erwiderte der Oberarzt und Director der Medicinschule dem General. „Maschallah!“ (Wie Gott will.) „Er kann unter Anderm nicht nur Vögel zergliedern, sondern auch ausstopfen, so daß sie aussehen, als ob sie lebendig wären und fliegen wollten.“ —

„Allah! Allah!“ schrie Hafiz. „Das ist allerdings Etwas. Wie viel Gehalt bezieht er?“

„Soviel wie die fränkischen Professoren“, lautete die Antwort des Hekim Baschi.

„Was? Nicht mehr?“ sagte der General, „kann Vögel ausstopfen und bekommt nicht mehr? Das ist ungerecht. Die Franken stopfen sich selbst aus und keine Vögel. Derwisch Effendi's Gehalt muß erhöht werden, ein solches Verdienst muß man ermuntern.“

Wie es aber um die medicinischen Kenntnisse des Herrn Oberarztes und obersten Leiters der medicinischen Akademie Stambuls stand, wird folgende Geschichte erkennen lassen. Ein Verwandter von ihm erhielt Befehl, sich mit Depeschen ins Innere von Anatolien zu begeben. Da seine Gesundheit nicht die beste war, so befragte er, natürlich nicht seinen Vetter, sondern einen jener fränkischen Professoren der Schule von Galata Serai, einen Deutschen, und dieser verschrieb ihm etwas und verordnete zugleich die geeignete Diät. Bald darauf begegnete der Professor dem Hekim Baschi, der nach verschiedenen Fragen nach dem Befinden seines Verwandten sich erkundigte, woraus die ihm verschriebene Medicin hauptsächlich bestehe.

„Aus Belladonna“, erwiderte der Professor.

„Belladonna!“ wiederholte der weise Abdullah Effendi, indem er an die italienische bella donna dachte. „Ei, lieber Freund, er hat ja schon eine

Frau; aber ich glaube, wir müssen sehen, daß wir ihm eine Escherkessin verschaffen.“

Wie viel diesem gelehrten Türken seine Bibliothek, die nach White aus mehr als dreitausend Bänden juristischer und medicinischer Werke in türkischer, arabischer, französischer und italienischer Sprache bestand, wohl genutzt haben mag? Bei Andern wird in Betreff ihrer fränkischen Bücher dieselbe Frage aufgeworfen werden dürfen. Dagegen wird zuzugeben sein, daß manche Türken in ihrer einheimischen Wissenschaft und Literatur wohl bewandert und so in ihrer Art respectable Gelehrte sind, nur wird man sich unter ihrem Wissen nicht entfernt das vorstellen dürfen, was wir Wissenschaft nennen. Gern glauben wir ferner White, daß die Peroten im Allgemeinen hundertmal unwissender, beschränkter und bigotter sind, als ihre türkischen Mitbürger, und auch das Folgende mag im Wesentlichen richtig sein.

„Im Ganzen findet man weit mehr nützliche Bücher in türkischen als in griechischen und armenischen Häusern. Desgleichen trifft man unter den Frauen von Stambul mehr Bildung an als unter denen von Pera. Zwar mag die Zahl der Türkinnen, welche lesen können, geringer sein, als die der Perotinnen und Fanaritinnen, welche sich auf diese Kunst verstehen. Erstere aber nehmen nie ein schlechtes Buch zur Hand, während unter den letzteren kaum eine ist, die etwas Gutes liest, außer wenn sie gezwungen sind, sich mit dem Katechismus oder dem Brevier zu beschäftigen. Auch muß bemerkt werden, daß während weder griechische noch armenische Frauen literarisch thätig sind, Konstantinopel (der Verfasser meint den von Türken bewohnten Theil auf der linken Seite des goldenen Horns) mehr als eine Schriftstellerin aufzuweisen hat. Unter die bekanntesten gehört die oben erwähnte Leila Chanum. Ihre Gedichte sind hauptsächlich satirischen Inhalts, und ihre spitze Feder wird von ihrem Geschlechte sehr gefürchtet; auch ist sie ihrer Kieder wegen berühmt, die in Musik gesetzt und sehr populär sind.“

Die Einrichtung öffentlicher Bibliotheken (Kitab Chane) in Konstantinopel stammt aus den ersten Jahren nach der Eroberung. Die ersten osmanischen Sultane, die es den Chalifen von Bagdad, ihren Vorgängern, gleichthun wollten, suchten ihre Regierungen durch Aufmunterung und Belohnung von Gelehrten und durch Gründung von Anstalten, wo deren Geisteserzeugnisse für die Nachwelt aufbewahrt bleiben sollten, zu verherrlichen. Schon Mehemed der Zweite brachte aus Brussa, Adrianopel und Damaskus eine hinlängliche Anzahl Bücher zusammen, um die mit den Moscheen Ejub und Aja Soffa und der von ihm selbst erbauten Moschee verbundenen Bibliotheken zu bilden. Sein Beispiel wurde von seinen drei nächsten Nachfolgern, sowie später noch von Osman dem Zweiten, Achmed dem Dritten, Mustapha dem Dritten, Mahmud dem Ersten, Abdul Hamid und Abdul Medschid befolgt, und zwar

errichteten diese Begünstiger der Literatur ihre Bibliotheken verständigerweise immer unter dem Dache ihrer Moscheen oder ihrer Paläste, da sie auf diese Art vor Feuerzgefahr sicher waren, die in Stambul mit seinen massenhaften Holzbauten mehr als irgendwo anders zu fürchten ist. Die Verordnungen für die Bibliotheken sind fast alle gleich. Die zu Moscheen gehörigen stehen unter der Aufsicht der kirchlichen Behörden, die in besonderen Gebäuden eingerichtet werden von der Wakuffje verwaltet. Alle besitzen ihre eignen reichlichen Fonds zur Erhaltung des Gebäudes und zur Besoldung der Bibliothekare und Diener, aber keinerlei Fonds zur Vermehrung der Bücherschätze, so daß die Zahl der Bände gewöhnlich dieselbe bleibt wie bei der Stiftung. Nur ausnahmsweise sind von Privatpersonen, selber von Sultanen neue Schenkungen an Büchern gemacht worden. Die Bibliothekare beziehen geringe Gehalte und suchen daher, da sie in der Regel geschickte Schönschreiber sind, ihr Einkommen durch Abschreiben werthvoller Manuscripte zu vermehren. Jede Bibliothek besitzt zwei Cataloge, einen, der einfach die Bücher, und einen, der auch kurz den Inhalt derselben verzeichnet. Letzterer wird von den Sostas (Studirenden) fleißig benutzt, da er ihnen das Suchen wesentlich erleichtert. Die Bücher sind einfach und sauber in dunklen Cassian oder Kalbleder gebunden, nach Art der Brieftaschen mit Schließern versehen und liegen auf der Seite. Die Titel befinden sich außen am Rande und nicht auf dem Einbande. Fast alle Bücher stehen, um besser geschützt zu sein, noch in einem mappenartigen Futteral. Die meisten sind auf Velin oder sehr glattes Papier geschrieben, und viele zieren goldne Arabesken und Sprüche in farbiger Schrift. In einigen Bibliotheken stehen die Büchergestelle mitten im Saale, wo sie ein mit Drahtthüren versehenes Viereck bilden. Der Fußboden ist mit Matten bedeckt, und an den Wänden sind niedrige Divane angebracht, auf welche die Lesenden sich setzen, während sie die Bücher auf eine schmale Tafel vor sich hinlegen. Abschreiber bringen sich Dinte, Feder und Papier selbst mit und gebrauchen ihre Knie als Schreibpulte. Die Bibliotheken sind an den Freitagen, während des Ramasan und an den beiden Beiramfesten geschlossen, sonst aber jeden Tag von früh neun Uhr an bis zum Nachmittagsgebet offen. Im Büchersaal herrschen Ordnung und tiefes Schweigen, der Studirende wird nicht einmal durch das Geräusch von Schritten gestört, da Jedermann die Schuhe oder Stiefeln vor der Thür stehen läßt. Die Zahl der öffentlichen Bibliotheken beläuft sich auf etwa vierzig. Doch gehört die im Serail befindliche eigentlich nicht hierzu, da sie nicht einmal Muslimen ohne besondere Erlaubniß zugänglich ist. Von den anderen sind folgende die merkwürdigsten.

Die mit der Ejubmoschee verbundene, die 1460 von Mehemed dem Zweiten gestiftet wurde und etwa 1100 Bände, meist theologischen Inhalts, umfassen

soll. Franken haben zu ihr keinen Zutritt, sie sollen nicht einmal den Hof der Moschee betreten. White erzählt in dieser Beziehung: „Bei einer Streiferei, die ich mit dem belgischen Gesandten, Baron von Behr, durch die Stadt und ihre Umgebung machte, wagten wir die Pforte des malerischen Hofes zu öffnen, in dem sich der Brunnen für die religiösen Abwaschungen und das Grab des Heiligen befinden, und gingen hinter einem Kawas (türkischem Consulats- oder Gesandtschaftsdiener) her auf die Moschee selbst zu, in die wir einen Blick zu thun wünschten. Aber unsere unheilige Gegenwart erregte bald allgemeine Aufmerksamkeit. Ein paar Sekunden, und wir waren umringt von einer Schaar von Buben und alten Weibern, die uns mit den abscheulichsten Schimpfreden auf die Tugend unserer Mütter, Schwestern und Tanten überhäuften, und wer weiß, ob diesen Lästerungen nicht Gewaltthatigkeiten gefolgt wären, wenn Emin, der Kawas, ihnen nicht eine kühne Stirn gezeigt und geschworen hätte, daß wir Bujuk Elchis (außerordentliche Botschafter), Schahzade (Königssohne) und wo möglich noch größere Thiere seien. Die Buben ließen sich hierdurch einigermaßen beschwichtigen, die alten Hexen aber fuhren fort, uns zu sagen, daß sie auf unsere ungläubigen Bärte spießen und auf unsere Hüte . . . sowie auf die Hüte unsrer Väter und Großväter bis zur Schöpfung zurück, so daß wir uns eiligst entfernten und froh waren, wie wir uns wieder draußen befanden.“ Dem Verfasser dieser Auszüge ging es 1859 beinahe ebenso, als er mit einem strammen preussischen Manenlieutenant sich unterfing, den Hof des heiligen Fahnenträgers Gjub mit seinen ungläubigen Stiefelsohlen zu entweihen.

Die 1470 gegründete Bibliothek der Moschee Mehemed's des Zweiten, die ungefähr tausend Bände, meist theologischen und juristischen Inhalts, umfaßt und einige schöne Koranexemplare besitzt. Sie befindet sich in der Moschee selbst und zwar rechts von der Kanzel. Die Bibliothek Bajasid's des Zweiten, 1507 gestiftet und 1400 Bände stark, die meist ebenfalls von juristischen und theologischen Dingen handeln und zum Theil ein Vermächtniß Abdullah Effendi's sind, der unter Murad dem Dritten Scheich ül Islam war. Eine vierte etwa 1350 Bücher zählende Bibliothek ist mit der Moschee Selim's des Ersten verbunden, der die ihr angehörenden werthvollen Manuscripte während seiner Feldzüge in Syrien und Aegypten sammelte. Reicher ist die zur Suleimans-Moschee gehörige Büchersammlung, welche 1750 Bände enthält. Zu den ältesten und reichsten Bibliotheken Stambuls zählt die von Mehemed dem Zweiten 1456 gestiftete und von Mahmud dem Ersten 1744 vervollständigte, welche mit der Aja Sofia in Verbindung steht und außer einem Koran, den Ali geschrieben haben soll, noch viele andere seltene Manuscripte besitzt. Noch bedeutender ist die Büchersammlung, die mit der Nuri Osmanije verbunden ist und aus dem Jahr 1755 stammt. Sie ist eine der schönsten

und am besten eingerichteten dieser Stiftungen. Das Gebäude ist ein marmornes Viereck mit einer von vierzehn Säulen getragenen Kuppel und dreizehn Fenstern, zwischen denen sich die Bücher gestellt befinden. Der innere Raum ist mit goldenen Inschriften verziert, die von den berühmtesten türkischen Kalligraphen des vorigen Jahrhunderts herrühren. Das Ganze, welches vorzüglich mit den leichten, anmuthigen Verhältnissen der Moschee harmonirt, steht in deren innerm Hofe nicht weit von dem Mausoleum, an welches der kolossale Prophetensarkophag stößt, der die Asche Konstantin's des Großen enthalten haben soll. Die Sammlung umfaßt über 2600 Bände, unter denen sich ein Omar und ein Ali zugeschriebenes Koranmanuscript befindet, und hat drei Ober- und ebensoviel Unterbibliothekare, die zugleich Imame der Moschee sind.

Die größte Büchersammlung Konstantinopels, im Jahre 1767 vom Sultan Mustapha dem Dritten gegründet, trifft man in einem besonderen Gebäude des Hofes des Serails, welcher Vostandschilar Vostani heißt. Nach demselben führt eine doppelte Flucht von steinernen Stufen hinauf, es hat eine Säulenhalle und einen Vorsaal und ist in Gestalt eines gleichschenkligen Kreuzes errichtet. Ein Flügel dient als Vorzimmer, die drei andern bilden die Büchersäle. In der Mitte des Kreuzes steht ein viereckiger Bücherschrank, über dem sich eine von Marmorsäulen getragene Kuppel erhebt. Die Außenwände sind mit persischen Porzellanziegeln und einigen Inschriften, weiß auf blauem oder grünem Grunde, verziert. Die Zahl der hier aufbewahrten Bücher beläuft sich auf 4440, neben denen das Serail noch 3000 hat, die sich in einer kleineren Bibliothek befinden. Die größere ist mannigfaltigeren Inhalts als irgend eine andere in der Hauptstadt und hat Werke über die verschiedensten Gegenstände, unter denen man sehr werthvollen und kostbaren begegnet. Dahin gehören eine prachtvoll verzierte und illustrierte Ausgabe des arabischen Epos vom Helden Anlar auf metallischem Papier, eine herrliche Abschrift des Gulistan, mehrere Koranexemplare, andere von Chalifen geschriebene Werke und eine Sammlung von Porträts der verschiedenen Sultane von Osman, dem Gründer der Dynastie, bis auf Abdul Hamid. Sie ist stammbaumartig auf eine breite Leinwandrolle gemalt und nach einer genaueren Sammlung großherrlicher Bildnisse angefertigt, die in einen Quartband gebunden und mit kurzen Vorreden vor den einzelnen Porträts versehen ist.

Nicht die reichste, wohl aber eine von den interessantesten Bibliotheken der türkischen Hauptstadt ist die, welche von Ragib Pascha, dem Großwesir Mustapha's des Dritten, 1762 gestiftet worden ist. Sie befindet sich nicht weit vom Divan Jolli auf der Straße Koska, und liegt in einem Hofe, dessen Mauern zugleich eine Freischule und die Grabstätten Ragib's und seiner

Familie einschließen. Das allein stehende Bibliotheksgebäude bildet ein längliches Viereck mit einer offenen Colonnade, die über dem Eingange Inschriften zeigt. Der Bücheraal ist hoch, viereckig und auf drei Seiten durch Fenster erhellt. Ueber dem Dache erheben sich eine Mitteltuppel und vier Halbtuppeln, die von Marmorsäulen getragen werden. Unmittelbar unter der Centraktuppel stehen die Bücherschränke, die ein Viereck bilden, mit einem Drahtgitter umgeben sind und etwa 1600 Bände enthalten. Der Boden rings umher ist etwas erhöht und mit Matten, niedrigen Sophas und Bänken versehen, welche den hier studirenden Sostas als Tische dienen. Die Wände sind bis zu einer Höhe von sechs Fuß mit persischen blauen und weißen Ziegeln belegt. Darüber läuft auf grünem Grunde in 14 Zoll langen Goldbuchstaben eine türkische Uebersetzung des arabischen Mantelliedes (Burda) von Knab hin, die um das ganze Zimmer herumgeht. Von den Halbtuppeln hängen vier phantastisch gestaltete vergoldete Lampen herab. Unter die Schätze dieser Bibliothek, die am werthvollsten sind, gehören mehrere persische Handschriften, die prächtig illuminirt und illustriert sind und mehrere schöne Proben türkischer Kalligraphie, unter denen eine Abschrift des Divans des Gründers selbst ist. Ragib überlebte die Vollendung seiner Stiftung nur um einige Jahre. Seine Ueberreste ruhen in der nordöstlichen Ecke des Hofes, der das Bibliotheksgebäude umgiebt, auf einer Terrasse unter einem offenen Marmorbaldachin, den ein Drahtgitter schützt. Letzteres giebt nebst den innerhalb desselben angepflanzten Rosen, Myrthen, Cypressen, Neben und Granatbüschen, die ringsumher ihre Schatten werfen, dem Ganzen eher das Aussehen eines großen Vogelkäfigs als das einer Grabstätte. Die Tauben, die in den überhangenden Zweigen nisten und die Lüfte mit ihrem melancholischen Gurren erfüllen, erhöhen diesen Eindruck.

Wir sehen hieraus, daß namentlich in früheren Zeiten sowohl von Seiten der Sultane als von Privatleuten der vornehmen und wohlhabenden Klasse Mancherlei für die Pflege der Literatur und Wissenschaft geschehen ist; nur war höchst selten*) von einer Nuzbarmachung der abendländischen Cultur, soweit sie sich in Büchern ausprägt, für die türkische Welt die Rede, und seit einem halben Jahrhundert stagnirt auch das geistige Leben und Produciren unter den Türken fast gänzlich. Die Gesamtzahl der in den öffentlichen Bibliotheken befindlichen Bände, die wohl nicht über siebzigtausend hinausgeht, ist verhältnißmäßig gering, wozu noch kommt, daß ohne Zweifel mehr als ein Viertel derselben aus Doubletten besteht. Man muß indeß bedenken,

*) Unter Selim dem Dritten wurden einige militärische Werke aus dem Französischen ins Türkische übersetzt, auch in dem letzten dreißig Jahren erschienen einige Uebersetzungen aus abendländischen Sprachen.

daß wir hier mit wenigen Ausnahmen lauter schön geschriebene, kunstreich verzierte Manuscripte vor uns haben, und daß die für die einzelnen Bände gezahlten Summen im Durchschnitt die unter uns für seltene Druckwerke üblichen Preise erheblich übersteigen.

Mit dem Verkauf von Schulbüchern befaßt sich der Sahaf nicht. Man kauft sie beim Kihatschi oder Schreibmaterialienhändler. Die Nachfrage nach ihnen hat in den letzten Jahrzehnten zugenommen, ein Beweis, daß wenigstens der Elementarunterricht weniger vernachlässigt ist als früher. Jede große Moschee hat ihre Medresse, d. h. ihre Gelehrtenschule oder ihr Seminar, jede Moschee zweiten Rangs ihre Elementarschule, die unter der Aufsicht ihres Imams steht. Außerdem giebt es noch eine Anzahl von Anstalten der letzteren Art, die entweder selbständig existiren oder mit Privatbegräbnisstätten, Dermischklöstern oder Brunnenstiftungen verbunden sind. Sie sind sämmtlich von Privatwohlthätern begründet, und die Kinder haben für den Unterricht nichts zu zahlen und geben dem Lehrer höchstens alle Jahre ein kleines freiwilliges Geschenk. So giebt es in den türkischen Städten und den größeren Dörfern des Landes nur wenige Muslime, die nicht in dem Alter von fünf bis acht Jahren lesen und schreiben gelernt haben, nur werden diese Künste von den Meisten später vernachlässigt. Der unentgeltliche Unterricht in den Elementarschulen beschränkt sich übrigens auf jene beiden Künste und auf das Auswendiglernen des Korans. Diejenigen aber, welche zu höherem Studium bestimmt sind, kommen im zehnten oder zwölften Jahre in die Medresse, wo sie geraume Zeit einen ziemlich complicirten und reichhaltigen Course durchzumachen haben. Sie beginnen mit türkischer Grammatik und gehen dann allmählich zum Studium der Rhetorik, der Logik, der Philosophie, Dogmatik, Jurisprudenz und Mathematik über. Das Auswendiglernen des Korans gilt auch hier als ein wesentlicher Theil des Studiums, obwohl man von Leuten, die um unbedeutende Dinge viele Worte machen, zu sagen pflegt: „er plärrt wie ein Koranherbeter.“ Die Medressen sind in Klassen abgetheilt, bisweilen dienen sie auch nur zur Abrichtung für ein bestimmtes Amt. So werden in einigen die Candidaten für das Korps der Ulema durch Unterricht in der Theologie und Rechtsgelehrtheit ausgebildet. Andere sind zur Heranziehung von Kfatibs, öffentlichen Beamten, bestimmt. Wer nach einer höhern Stelle in dem Ministerium strebt, studirt gewöhnlich im Mekteb Adlji, wo Schönschreiben, vollkommene Kenntniß der türkischen Sprache, Arithmetik und Jurisprudenz die Hauptgegenstände des Unterrichts bilden, wozu dann noch als Nebensachen Arabisch und Persisch und zuweilen Mathematik und Philosophie kommen. Kinder reicher Leute werden gewöhnlich im elterlichen Hause von einem Hodsch (Lehrer) erzogen und ausgebildet, und einzelne Aufgeklärte haben sich auch wohl schon zu ausländischen (fränkischen)

Erziehern oder zur Sendung ihrer Kinder in ein Pensionat entschlossen. Die Zahl der Böglinge höherer Lehranstalten in Konstantinopel soll sich auf 5 bis 6000 belaufen, doch hat keine einzige von diesen Anstalten auch nur entfernt den Werth einer deutschen Gelehrtenschule, geschweige denn einer Universität. Die Studirenden werden *Softa* oder *Sohta* genannt, was uns mit „verbrannte Seelen“ übersetzt wurde. Sie erhalten auf Kosten des *Wakuf* Wohnung, täglich eine Mahlzeit und den Unterricht. Für Kleidung und sonstige Bedürfnisse müssen sie selbst Sorge tragen. Wie sie dazu gekommen sind, als Mitträger der neuesten Reformbestrebungen angeführt zu werden, wie sie constitutionelle Gedanken und Gelüste vertreten konnten, ist uns räthselhaft und beruht wohl auf einem Mißverständnis. Wir erfuhren von ihnen 1859 nur, daß sie fanatische Muslime und Verächter der Franken seien, und nebenher ließ ihre bleiche Gesichtsfarbe und ihr erschöpftes Aussehen vermuthen, daß sie entweder zu angestrengt für einen Türken arbeiteten oder zu wenig zu essen bekommen.

Aus dem Elsaß.

Wahlen. — Landesauschuß. — Resultate.

Die rührige Periode der Bezirkstags- und Gemeinderaths-Wahlen ist vorüber, und man beschäftigt sich augenblicklich in den verschiedenen Bezirksrathen (*conceils de préfecture*) zu Straßburg, Colmar und Metz mit der Prüfung der ziemlich zahlreich eingelaufenen Reclamationen gegen die letztern Wahlen. Auch die Bezirkstage (*conseils généraux*) sind gemäß kais. Verordnung in voriger Woche in den drei Bezirken von Lothringen, Ober- und Unter-Elsaß berufen und nach kurzer Session wieder geschlossen worden.

Indessen tritt allmählich eine neue Agitation in den Vordergrund, die für die Anfangs des nächsten Jahres bevorstehenden Wahlen zum deutschen Reichstage. Im Vordertreffen steht hier, wie gewöhnlich, das „Elsaßer Journal“, dessen schon öfters als maßgebenden Organs der elsässischen Landes-Partei in diesen Zeilen gedacht worden ist. Im Anschluß an die neuen günstigen Resultate der municipalen Wahlen, wobei die Abstinenz-Politiker augenscheinlich eine derbe Lection bekommen haben, spricht es die